

## 2 Forschungsperspektive

Die vorliegende Studie ist als Teil des transdisziplinären Forschungsprojekts *Zur Politisierung von Erkenntnis und Körper* wenn nicht entstanden so doch zu Ende gedacht worden. Mit unterschiedlichen Ansatzpunkten einer feministischen Wissenschaftskritik wollten wir – Julia Hertlein, Iris Mendel, Julia Riegler und ich – die vielfältigen Querverbindungen von Wissen und Macht in der Wissenschaft in den Blick nehmen. Am Ausgangspunkt unserer gemeinsamen Überlegungen stand die Beobachtung, dass zwar die Unterrepräsentation von Frauen in der Wissenschaft sowohl in der feministischen Wissenschaftskritik als auch im gegenwärtigen öffentlichen Diskurs heftig debattiert wurde, die verborgenen geschlechtspolitischen Implikationen wissenschaftlicher Theorien, Epistemologien und Methodologien aber vergleichsweise weniger hinterfragt zu werden schienen. Die wissenssoziologische Einsicht in die Situiertheit von Wissen legte für uns dagegen nahe, dass sich die Unterrepräsentation von Frauen in der Wissenschaft auch in Form und Inhalt des wissenschaftlichen Diskurses niederschlägt. Während die aktive Teilhabe von Frauen in der wissenschaftlichen Wissensproduktion vermehrt im Fokus politischen Interesses und institutionalisierter ›Gender Mainstreaming‹-Bemühungen steht, wirken Implikationen der langzeitigen Unterrepräsentation von Frauen auf theoretischer, methodologischer und epistemologischer Ebene als *verborgene Mechanismen der Macht* (Bourdieu 1997) weiter fort und sind als solche besonders wirkmächtig. Um diese verborgenen Mechanismen der Macht sollte es sowohl in den Einzelprojekten also auch im Gesamtprojekt gehen. Unsere zentralen Fragestellungen bezogen sich dabei auf die Arten und Weisen, wie diese Mechanismen der Macht sichtbar gemacht und kritisiert werden können.

Im Gesamtzusammenhang des gemeinsamen Projekts bestand meine Aufgabe zunächst darin, am Beispiel der psychologischen Attraktivitätsforschung zu rekonstruieren, wie die Psychologie, meine Herkunftsdisziplin, zur Pathologisierung und Disziplinierung des weiblichen Körpers beiträgt, etwa indem sie Normen konstruiert, die manche Körper als ›normal‹ oder ›abweichend‹ bzw. als ›schön‹ oder ›hässlich‹ klassifizieren. So hatte ich mir an einem relativ frühen Punkt als Forschungsziel gesetzt, Texte der psychologischen Attraktivitätsforschung auf Konstruktionen von Schönheit und Normalität zu befragen und implizite Andro- und Ethnozentrismen ans Tageslicht zu bringen, d.h. zu untersuchen, inwiefern der männliche Körper oder aber der ›weiße‹ Körper dabei schon implizit als Norm gesetzt wird. Mit Fortschreiten des Forschungsprozesses wurde mir jedoch immer schleierhafter, wie eine feministische *Wissenschaftskritik*

an diesem Gegenstand beschaffen sein könnte. Als Knoten, den zu lösen es galt, sollte sich jener Kritikbegriff entpuppen, in den ich als Psychologin sozialisiert worden war und der mir forschungspraktisch immer wieder nahe legte, die psychologische Attraktivitätsforschung zu kritisieren, indem ich nach Widerlegungen ihrer zentralen Ergebnisse Ausschau hielt. Auch wenn ich zu diesem Zeitpunkt schon durchaus mit Kritischer Diskursanalyse vertraut war, die einen durchaus anderen Kritikbegriff verfolgt<sup>1</sup>, so schien es mich doch immer wieder in den Versuch zu treiben, Ergebnisse der Attraktivitätsforschung zu widerlegen.

Das folgende Kapitel stellt eine Annäherung an die Frage dar, was es heißen kann oder könnte, an einem wissenschaftlichen Diskurs eine Kritik zu üben, die über die Feststellung von ›wahr‹ oder ›falsch‹ hinausgeht. Die wichtigsten Perspektiven beziehe ich dabei erstens aus der feministischen Wissenschaftskritik, zweitens aus der kritischen Psychologie und drittens von AutorInnen, die sich näher mit dem Kritikbegriff an sich beschäftigt haben. Ich stelle in diesem Kapitel in einem ersten Schritt die Verortung meines Projekts in dem transdisziplinären Projekt zur feministischen Wissenschaftskritik vor (Kapitel 2.1). Daraus ergibt sich ein Fokus auf dominante Theorien der Geschlechterpolarität meiner Herkunftsdisziplin, der Psychologie, die ich kritisch auf die Weisen hinterfragen möchte, in denen sich gesellschaftliche Ungleichheiten in sie einschreiben, welche dann wiederum durch diese Theorien reproduziert werden. In einem nächsten Schritt bestimme ich den Begriff Kritik näher (Kapitel 2.2), indem ich zunächst den Kritikbegriff der Mainstream-Psychologie vorstelle und problematisiere, und sodann Kritik als eine allgemeine Haltung definiere, die auf die Verbindungen zwischen Wissen und Macht abhebt und die (gesellschaftlichen) Bedingungen in den Blick nimmt, unter den wissenschaftliche Theorien erst als solche und nicht als andere formuliert werden können. In Kapitel 2.3 leite ich aus meiner Forschungsperspektive mein Erkenntnisinteresse ab und formuliere mit Blick auf mein Erkenntnisinteresse einen kurzen Fahrplan durch die drei Teile dieses Buchs.

---

1 Siehe für eine ausgezeichnete Analyse der unterschiedlichen Kritikbegriffe in der Kritischen Diskursanalyse Wrbuschek (2009).

## 2.1 Transdisziplinäre feministische Wissenschaftskritik

Ich stelle in diesem Kapitel<sup>2</sup> zunächst eine Kategorisierung feministischer Wissenschaftskritik vor und verorte meine Forschung auf jener Ebene, auf der dominante Theorien der Geschlechterpolarität kritisiert werden (Kapitel 2.1.1). Im Sinne einer feministischen Wissenschaftskritik werden Theorien der Geschlechterpolarität darauf befragt, wie sich gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse in sie einschreiben, in ihnen ausdrücken und fortschreiben. Die Haltung, die ich gegenüber psychologischen Theorien der Geschlechterpolarität einnehmen werde, charakterisiere ich in Kapitel 2.1.2 als *kritische Reflexivität*. Ich entlehne diesen Begriff der transdisziplinären Frauen- und Geschlechterforschung und meine damit vor allem einen kritischen Rückbezug auf Theorien meiner Herkunftsdisziplin, der Psychologie.

### 2.1.1 Zur Politisierung von Erkenntnis und Körper

Die feministische Wissenschaftskritik prägte in den 1980er Jahren den Begriff *Androzentrismus*, um den Umstand zu beschreiben, dass die moderne Wissenschaft selbst bis in ihre Grundfeste einer ›männlichen‹ Perspektive auf die Welt Rechnung trägt (Nagl-Docekal 2000; Klinger 1990; Harding 1999; Keller 1986). Androzentrismus bedeutet die Setzung von ›Männlichkeit‹ als unmarkierte ›Norm‹ und ›Weiblichkeit‹ bzw. ›die Frau‹ dagegen als das ›Spezifische‹ bzw. als ›Abweichung‹: »Androzentrismus ist also ein Partikularismus im Mantel des Universalismus« (Hertlein et al. 2007: 1). Eine androzentrische Perspektive kann sich in speziellen, teils naturalisierten und essentialistischen Konzeptionen von ›Weiblichkeit‹ wie auch im epistemologischen und methodologischen Gerüst der Wissenschaft ausdrücken. Eine egalitäre Wissenschaftspraxis verlangte unserer Überzeugung nach danach, diese Ebenen auf Androzentrismen hin zu untersuchen und ihre politischen Implikationen aufzudecken. Wir waren dabei der Ansicht, dass es für eine feministische Wissenschaftskritik unabdingbar ist, zunächst Einsichten in die Wirkungsweise von Androzentrismus zu erlangen, um in einem nächsten Schritt Alternativstrategien ausarbeiten zu können – diese Alternativstrategien wurden vor allem in den Projekten von Iris Mendel (2011) und Julia Riegler (2011) anvisiert.

In Orientierung an gängigen Einteilungen der feministischen Wissenschaftskritik (Keller/Longino 1996; Klinger 1990; Rose 1994) unterschieden wir

---

2 Dieses Kapitel baut auf unseren gemeinsamen Antrag bei der *Österreichischen Akademie der Wissenschaften* auf (Hertlein et al. 2007). Für Inhalt und Formulierungen in der ursprünglichen Fassung waren im Falle des Kapitels ›Zur Politisierung von Erkenntnis und Körper‹ in erster Linie Iris Mendel und Julia Hertlein verantwortlich, für das Kapitel ›Transdisziplinarität und Kritik‹ vor allem ich.

drei Ebenen der feministischen Wissenschaftskritik. Diese haben sich zwar erstens in historischer Abfolge entwickelt, sind aber zweitens als analytisches Raster weiterhin brauchbar:

die Auseinandersetzung mit der eklatanten Unterrepräsentation von Frauen in der Wissenschaft und der Versuch, das Schaffen von Frauen in den verschiedenen wissenschaftlichen Bereichen sichtbar zu machen, das Zurückweisen dominanter wissenschaftlicher Theorien der Geschlechterpolarität und der biologistischen Definition von ›Weiblichkeit‹ mit ihren meist impliziten Normierungen/Normalisierungen und Pathologisierungen des weiblichen Körpers, die feministische Kritik an methodologischen und epistemologischen Grundlagen androzentrischer Wissenschaft und die Entwicklung feministischer Epistemologien. (Hertlein et al. 2007: 2)

Während die erste Ebene feministischer Wissenschaftskritik auf die Unterrepräsentation von Frauen in der Wissenschaft fokussiert und diese als unvereinbar mit den egalitären Vorstellungen der bürgerlichen Gesellschaft begreift, wird auf der zweiten und dritten Ebene darüber hinaus von den konkreten AkteurInnen des wissenschaftlichen Feldes abstrahiert. Auf der zweiten und dritten Ebene wird davon ausgegangen, »dass Androzentrismus in der Wissenschaft die Wahl der Forschungsfragen, die Problemdefinitionen, die methodische Herangehensweise sowie die Interpretation der Ergebnisse auch unabhängig vom Geschlecht der jeweiligen ForscherInnen prägt« (Hertlein et al. 2007: 2). In diesem Rahmen fragt mein Projekt nach der Reproduktion und Konstruktion vergeschlechterlichter Achsen der Ungleichheit in einem spezifischen Strang der Psychologie: Der evolutionspsychologischen Attraktivitätsforschung.

### 2.1.2 Transdisziplinarität und Kritik

In unserem Antrag für eine DoktorandInnenförderung bei der *Österreichischen Akademie der Wissenschaften* hatten wir gemeinsame Begriffsarbeit als zentrale Ebene transdisziplinärer Zusammenarbeit ausgewiesen und angekündigt. Wir hatten uns dabei auf die Frauen- und Geschlechterforschung bezogen, deren inter- bzw. transdisziplinäre Arbeitsweise gleichsam »als Zeichen der Distinktion, mit dem Frauen- und Geschlechterforschung ihre Differenz gegenüber anderen akademischen Projekten markiert« (Hark 2005: 83), fungiert und die daher die konkret-praktischen wie theoretischen Schwierigkeiten transdisziplinärer Zusammenarbeit besonders weitreichend reflektiert hat. Transdisziplinäre Handlungskompetenz ließe sich demnach in mehreren gemeinsamen Schritten realisieren, von denen die wechselseitige Plausibilisierung der disziplinären Bedeutung der gewählten Kernbegriffe eine herausragende Rolle einnehmen sollte (vgl. Baer 2005). Wir hatten daher in unserem Antrag gemeinsame Lektüre zu den Begriffen ›Erfahrung‹, ›Objektivität‹, ›Wissen‹, ›Erkenntnis‹, ›Diskurs‹, ›Körper‹, ›Normierung‹ bzw. ›Normalisierung‹ und ›Pathologisierung‹ angekündigt, und unsere Diskussionen später auf den Begriff ›Kritik‹ fokussiert.

Transdisziplinäre Forschung, so hatten wir in unserem Antrag formuliert, mobilisiert eine Reihe theoretischer Perspektiven und praktischer Methodologien, ohne dabei wie interdisziplinäre Forschung auf bereits existierende Disziplinen zurückzugreifen oder sich dezidiert in diesen zu verorten (Nowotny et al. 2003). Für Sabine Hark (1999) ist daher die »theoretisch-methodische Klammer eines transdisziplinären Projekts [...] weniger eine alles umspannende theoretische Perspektive oder ein gemeinsames axiomatisches Fundament bzw. Kategoriengerüst, sondern eine Denk-Haltung« (ebd.: 84). Diese Denk-Haltung lässt sich ebenfalls mit Hark als *kritische Reflexivität* charakterisieren. Wir brachten diese kritische Reflexivität vor allem mit unserem Verhältnis zu unseren Herkunftsdisziplinen in Zusammenhang, indem es für uns darum ging, uns auf Theorien, Methoden und Methodologien dieser Herkunftsdisziplinen zu beziehen und diese einer kritischen Hinterfragung zu unterziehen. Der jeweilige Fokus dabei blieb weitgehend den Einzelprojekten überlassen.

## 2.2 Kritik und Psychologie

Das folgende Kapitel ist ein Versuch, die gemeinsamen, transdisziplinären Überlegungen zum Kritikbegriff an meine disziplinäre Herkunft rückzubinden: zu überlegen, was Kritik in der Psychologie bedeutet und was es aber auch heißen könnte, wiederum an diesem Kritikbegriff Kritik zu üben. Ich bestimme nun in Kapitel 2.2.1 den Kritikbegriff der Psychologie als einen, der vor allem auf die Feststellung von ›wahr‹ und ›falsch‹ abhebt und dazu die Strategie der Falsifikation wissenschaftlicher Sätze anwendet (v.a. Popper 1984/1935). In Kapitel 2.2.2 definiere ich dagegen vor allem mit Foucault (1992) Kritik als eine *Haltung*, die auf die Verbindungslinien zwischen wissenschaftlichem Wissen und Macht abhebt und außerdem nach den historischen Erscheinungsbedingungen wissenschaftlicher Sätze fragt, anstatt diese in dekontextualisierter Form zu falsifizieren. Schließlich skizziere ich in Kapitel 2.2.3 einige methodische Ankerpunkte, die diesem Kritikbegriff entsprechen, und die ich vor allem aus der *Kritischen Diskursanalyse* (z.B. Jäger 2001) beziehe.

### 2.2.1 Kritik in der traditionellen bzw. *Mainstream-Psychologie*

Wenn ich nun zunächst eine Problematisierung des Kritikbegriffs in der traditionellen Psychologie/Mainstream-Psychologie vornehme, so erfolgt diese immer schon im Hinblick auf jenen Standpunkt, den ich gegenüber psychologischem Wissen für notwendig halte und den ich erst danach entfalten möchte.<sup>3</sup> Ich spreche dabei vor allem von *Mainstream-Psychologie*. Der gebräuchliche Begriff *Mainstream-Psychologie* meint vor allem »jene Psychologie, die hier und jetzt und überall in der Welt der psychologischen Wissenschaftseinrichtungen gemacht wird und beinhaltet damit eine aktuelle Konnotation« (Teo 1993: 16). Der Begriff der *traditionellen Psychologie* dagegen umfasst »mehrere Schulen der Psychologie synchron und diachron« (ebd.) und berücksichtigt daher die historische Kontinuität bestimmter epistemologischer und methodologischer Grundannahmen.

Seit der Institutionalisierung der Psychologie als Disziplin wird über ihre besondere Uneinheitlichkeit lamentiert. Diese wurde zwar etwa vom ersten Ordinarius des Wiener Psychologischen Instituts Karl Bühler als *Krise der Psychologie* (1927) beklagt, ergibt sich aber aus der Natur ihres Gegenstands und deren angemessener Bearbeitung (vgl. Slunecko 2008). PsychologInnen haben es – sei es in einer klinischen Beratungs- oder Behandlungssituation oder aber in Experimenten und qualitativen Untersuchungen – immer mit sozialen Situationen zu tun und die somit notwendigerweise sozialpsychologische Methode müsste dieser spezifischen Situation Rechnung tragen (vgl. Holzkamp 2009/1970). Insofern bestimmt Slunecko (2008: 39) den »Phänomenbereich« der Psychologie als »(zumindest vorwiegend) autopoietische Realität« und kommt zu dem Schluss, dass die als fehlend monierte Einheit der Psychologie keineswegs ein Krisensymptom sei. Ganz im Gegenteil: »psychologische Theorieentwicklung ist vielmehr gerade dann (gegenstands)angemessen, wenn sie sich in breiter, heterodoxer Form vollzieht. Theoretische Heterogenität ist daher weder ein Verfalls- noch ein Unreifezeichen, sondern ergibt sich aus unhintergehbaren Bedingungen des Gegenstandes und den Möglichkeiten seiner Bearbeitung« (ebd.: 36). Dabei muss darauf beharrt werden, dass diese Widersprüchlichkeiten keiner harmonischen Pluralität entspringen, sondern nicht zuletzt auf Konfliktlagen im Individuum oder in der Gesellschaft als Ganzem hindeuten und dementsprechend in ihren Bedingungen analysiert und kritisiert werden müssen (vgl. Adorno 1969).

Allen Heterogenitäten und Widersprüchlichkeiten zum Trotz scheint sich die traditionelle Psychologie zumindest auf einen methodologischen Nenner geeinigt zu haben: die Gründung der Psychologie als Wissenschaft auf das Experiment als Kardinalmethode und seine wissenschaftstheoretische Standardisie-

---

3 Teile der folgenden beiden Kapitel sind in einen gemeinsamen Aufsatz mit Thomas Slunecko und Julia Riegler (Ruck et al. 2010) eingeflossen. Ich habe sie gegenüber der schon publizierten Form nur marginal verändert, da die zentralen Formulierungen und Gedanken von mir stammen.

rung durch Karl Poppers *Kritischen Rationalismus* (Popper 1984/1935). Popper knüpft die Wissenschaftlichkeit einer These an ihre Kritisierbarkeit. So bestimmt er die herausragende Eigenschaft von empirischen Sätzen als ihre Fähigkeit, falsifizierbar, d.h. kritisierbar und durch ›bessere‹ – der Wahrheit nähere – wissenschaftliche Sätze ablösbar zu sein. Popper ist sehr bestimmt in seiner Auslegung des Kritikbegriffs: »alle Kritik besteht in Widerlegungsversuchen« (Popper 1969: 3). Zu ergänzen ist hier wesentlich: in Widerlegungsversuchen von wissenschaftlichen Sätzen, von Hypothesen, und nicht von wissenschaftlicher Praxis. Poppers Position ist im Kern insofern idealistisch, als sie die Herkunft wissenschaftlicher Motive ebenso unterbeleuchtet wie die Auswirkungen wissenschaftlichen Tuns. Da Poppers Wahrheits- und Objektivitätsverständnis mit der Kritisierbarkeit einer empirischen Aussage steht und fällt, lässt sich ganz allgemein formulieren: Insofern sich die traditionelle bzw. Mainstream-Psychologie wissenschaftstheoretisch auf den Kritischen Rationalismus bezieht, bekennt sie sich zur Kritik als zentraler Strategie – eine Kritik jedoch, die im Referenzrahmen wissenschaftlicher Sätze verbleibt.

### 2.2.2 Kritik als Haltung

Die strikte Trennung von Wissenschaftlichem und Außerwissenschaftlichen, im Speziellen die Behauptung der grundsätzlichen Verschiedenheit von Wissenschaft und Ideologie, wie sie für das Objektivitätsideal der Mainstream-Psychologie tonangebend ist, geht vor allem auf die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zurück (vgl. Rose/Rose 1976a). Die Atombombenabwürfe auf Nagasaki und Hiroshima (1945) unter Anordnung von Präsident Harry Truman machten es für die USA und Großbritannien unmöglich, in der Wissenschaft wie davor eine rein sozial progressive Kraft zu sehen. Gegen jene Stimmen in der öffentlichen Diskussion, die in der Atombombe eine unausweichliche Konsequenz der Physik als Wissenschaft sahen, wurde die Wissenschaft als neutral behauptet: die Wissenschaft an sich sei neutral und nur ihre Anwendung potentiell nicht-neutral oder sogar sozial schädlich.

Die Forderung nach moralischer Enthaltsamkeit des Forscherssubjekts ist dagegen wesentlich älter. Wie Peter Galison und Lorraine Daston (1992) in ihrem bahnbrechenden Aufsatz *The Image of Objectivity* nachweisen konnten, war Objektivität als forschungsleitendes Ideal schon immer eng mit Moral verknüpft – mit einer Verhaltensebene, die mit Foucault (1986: 37) »Moralverhalten« genannt werden kann. Seit seinem Aufkommen im 19. Jahrhundert war das Wissenschaftlerideal moralischer Askese, rigoroser Selbstkontrolle und Selbstdisziplinierung selbst ein hochmoralisches und verkörperte alle Tugenden emsiger Arbeitsamkeit der bürgerlichen Gesellschaft. Entscheidend ist, dass auch eine

Praxis der Enthaltensamkeit, wie sie vom psychologischen Gütekriterium der Objektivität verlangt wird, eine Moral darstellt:

Morality is a salient word here, and with it comes an apparent paradox. How could it be that the very objectivity that seemed to insulate science from the moral – the creed that takes the fact/value distinction as its motto – simultaneously lay claim to moral dignity of the highest order? This apparent contradiction is an artifact of the negative quality of objectivity. It is an ethos of restraint, both external restraints of method and quantification and internal restraints of self-denial and self-criticism. Otherwise put, objectivity is a morality of prohibition rather than exhortations, but no less a morality for that. (Galison/Daston 1992: 122)

Die Moral der mechanischen Objektivität ist also eine ›Verbotsmoral‹. Die Forschungspraxis der traditionellen Psychologie mit ihrem Ideal von BeobachterInnenunabhängigkeit und Situationsunabhängigkeit (Wiederholbarkeit) ist an moralischen Codes orientiert, die sich vor allem in der von Galison und Daston (1992) beschriebenen Askese, Selbstbeschränkung und Selbstdisziplin äußern, und die in standardisierten Arbeitsschritten jeder psychologischen Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten zu entnehmen sind. Dass diese moralische Praxis allerdings als eine jenseits der Moral ausgegeben wird, immunisiert zum einen gegen politisches Verantwortbarmachen und erschwert zugleich eine kritische Praxis, die über das Verwerfen von Hypothesen und über die innerhalb der experimentellen Logik standardisierter wissenschaftlicher Strategien – also über das Aufzeigen und Bestrafen von Regelüberschreitungen – hinausgeht.

Für eine kritische Psychologie besteht eine besondere Aufgabe darin, die Aufmerksamkeit für die Verschränkung von Subjekt und Wissen mit der Sphäre des Sozialen und mithin mit der Sphäre des Politischen (wieder) in die Psychologie einzuführen; präziser formuliert: den politischen und ethischen Gehalt von Wissenschaft explizit und damit verhandelbar zu machen (vgl. Hook 2004). Die kritische Psychologie, deren Perspektive für mich im Laufe meiner Promotionsjahre immer tonangebender wurde, versteht sich wie die Frauen- und Geschlechterforschung als eine Frage der Einstellung oder eine »orientation towards psychological knowledge and practice« (ebd.: 11) und weniger als ein Bündel von Theorien und Method(ologi)en. Derek Hook bezeichnet die kritische Psychologie als »politics of knowledge and subjectivity« (ebd.: 15), die die Beziehungen zwischen Wissen, Macht und Subjektivität zentral stellt. Die Entpolitisierung von Wissen einerseits und Subjektivität andererseits sei innerhalb der traditionellen Psychologie die wirksamste Strategie gewesen, die grundsätzlich politische Qualität der Psychologie – nämlich ihre inhärente Verstrickung in Herrschafts- und Machtverhältnisse – zu verschleiern. Indem die Mainstream-Psychologie für sich den Status einer Wissenschaft – genauer: einer Naturwissenschaft – in Anspruch nimmt, produziert sie sich als vorgeblich ideologiefrei. Analog dazu funktioniert die Entpolitisierung des Subjekts: indem die Mainstream-Psychologie davon absieht, jene Prozesse zu erklären, durch die Individuen in und für Ideologien subjektiviert werden, hat sie das Individuum in sehr effektiver



Weise von der sozialen Sphäre isoliert und damit das Innerpsychische vom Ideologischen und Politischen getrennt. Für die kritische Psychologie ist gerade der Dualismus von Individuum und sozialer Sphäre ein besonders bedeutsamer, da jener von vornherein die Möglichkeit negiert, dass Individuen durch das Soziale und durch Macht- und Herrschaftsverhältnisse konstituiert sein könnten.

Kritische PsychologInnen erinnern außerdem daran, dass Wissenschaft und Kritik nicht voneinander gelöst werden können. Kritik ist der Wissenschaft nie extern gewesen, sondern ist ihr selbst konstitutiv. Wie Thomas Teo in *The Critique of Psychology* (2005) zeigt, war die Psychologie immer schon durch ihre Kritik sowie durch ihre hegemonialen Positionen strukturiert. Kritik war außerdem in einem sehr weiten Sinn seit jeher ein integraler Bestandteil der Wissenschaften, nämlich – in Anlehnung an die Funktion der Kritik, die Foucault für die Regierungskünste formuliert – als ihr unerlässliches Gegenüber: »gleichzeitig ihre Partnerin und Widersacherin, als Weise ihnen zu misstrauen, sie abzulehnen, sie zu begrenzen und sie auf ihr Maß zurückzuführen« (Foucault 1992: 12).

Hakan Gürses (2006) warnt allerdings dringlich vor einer Standardisierung der Kritik. Werde sie standardisiert – etwa als eine Reihe von notwendigerweise auszuführenden Arbeitsschritten im Prozess des Hypothesentestens – so verliere sie nicht nur jene Offenheit, die sie eigentlich auszeichnen sollte, sondern sie wird zu einer Quelle der Macht, denn »[w]enn sich die der Kritik eingeschriebenen Ambiguitäten (Außen und Innen; Vergangenheit und Zukunft; Kampf und Gelehrsamkeit) in einen Topos verwandeln – sich als Topos umschreiben lassen –, beginnt die kritische Theorie oder die kritische Bewegung, sich in eine Quelle der Macht umzukodieren« (ebd.: keine Seitenangaben). Gürses zielt hier vor allem darauf ab, die Kritik selbst nicht eindeutig zu bestimmen und damit festzuschreiben. Jede kritische Strategie, die zu sehr institutionalisiert und zu sehr identitär bestimmt sei, und die damit ihre eigenen Normen und Verhaltensregeln generiere, werde selbst zu einer Quelle der Macht.

Die kritische Psychologie wie auch die feministische Wissenschaftskritik verstehen sich konsequenterweise nicht als ein Set von Theorien und/oder Method(ologi)en, sondern als eine Frage der Einstellung bzw. *Haltung*. Was Kritik als Haltung forschungs- und handlungspraktisch bedeutet oder bedeuten kann, lässt sich anhand des Foucaultschen Kritikbegriffs und dessen Neuformulierung durch Judith Butler nachvollziehen. Foucault (1992: 8) zufolge ist »die kritische Haltung für die moderne Zivilisation typisch«. Die Kritik sei immer nur vor dem Hintergrund der Regierungstechniken einer bestimmten Epoche zu verstehen, welche im Gegenzug jeweils von ihrem Gegenstück, der Kritik als »Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden« (ebd.: 12), begleitet seien. In diesem – nämlich einem politischen – Sinne bestimmt Foucault Kritik als eine generelle Haltung oder, wie Butler (2001) herausstreicht, als eine *Tugend*. Dieser politische Charakter wird auch in der Bestimmung der Kritik als »Entunterwerfung« (ebd.: 15) deutlich:

Wenn es sich bei der Regierungsintensivierung darum handelt, in einer sozialen Praxis die Individuen zu unterwerfen – und zwar durch Machtmechanismen, die sich auf Wahrheit berufen, dann würde ich sagen, ist die Kritik die Bewegung, in welcher sich das Subjekt das Recht herausnimmt, die Wahrheit auf ihre Machteffekte hin zu befragen und die Macht auf ihre Wahrheitsdiskurse hin. Dann ist die Kritik die Kunst der freiwilligen Unknechtschaft, der reflektierten Unfügbarkeit. In dem Spiel, das man die Politik der Wahrheit nennen könnte, hätte die Kritik die Funktion der Entunterwerfung. (Foucault 1992: 15)

Insofern sich laut Foucault gerade die moderne Macht (vgl. Foucault 1977) auf die Wahrheit bezieht, muss also die Kritik an der Wahrheit ansetzen, um in einem Umkehrschluss zu jenen Machteffekten zu gelangen, in denen sie gründet. Kritik der Wahrheit wäre in dem Sinne auch immer eine Entunterwerfung bzw. eine »Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden« (Foucault 1992: 12), indem sie durch die Befragung der Wahrheit die Regierungsintensivierungen ablehnt, der sich die Macht zu einem bestimmten Zeitpunkt bedient. Vor allem in dieser Hinsicht ist es nicht nebensächlich, dass Foucaults Vorlesung in einer längeren Fassung unter dem Titel *Was ist Aufklärung?* erschienen ist. Schließlich nimmt Foucault auf Immanuel Kants Text zur Aufklärung Bezug und streicht dabei heraus, dass Kants Definition von Aufklärung als Ausbruch aus selbst verschuldeter Unmündigkeit vor allem als »Appell an den Mut« (ebd.: 16) zu verstehen sei, Kant selbst den Begriff der Kritik allerdings zu stark auf Erkenntnis Kritik und auf ein Ausloten der Grenzen der Erkenntnis enggeführt habe, in dem die Kritik in der Folge dann auch festgefahren geblieben sei. Foucault zufolge wurde die Frage der Aufklärung seit und wegen Kant und dessen Auseinanderlösung von Aufklärung und Kritik im Wesentlichen als Problem der Erkenntnis und als Legitimitätsprüfung diskutiert. Im Gegensatz dazu schlägt Foucault vor, über das Problem der *Macht* in die Frage der Aufklärung einzusteigen:

Man möchte nicht wissen, was wahr oder falsch, begründet oder nicht begründet, wirklich oder illusorisch, wissenschaftlich oder ideologisch, legitim oder mißbräuchlich ist. Man möchte wissen, welche Verbindungen, welche Verschränkungen zwischen Zwangsmechanismen und Erkenntniselementen aufgefunden werden können, welche Verweisungen und Stützungen sich zwischen ihnen entwickeln, wieso ein bestimmtes Erkenntniselement – sei es wahr oder wahrscheinlich oder ungewiß oder falsch – Machtwirkungen hervorbringt und wieso ein bestimmtes Zwangsverfahren rationale, kalkulierte, technisch effiziente Formen und Rechtfertigungen annimmt. (Foucault 1992: 31)

Den Nexus zwischen *Wissen* und *Macht* – zwischen Zwangsmechanismen und Erkenntniselementen – zu ergründen, ist schließlich die Aufgabe der kritischen Analyse. Dabei stellt sich ganz dezidiert nicht die Frage der Wahrheit an sich, sondern die ihrer Machtwirkungen. Gleichzeitig interessiert sich Foucault hier auch für die Rationalität von Zwangsverfahren, die ihm je mehr in Verbindung mit der Erkenntnis zu stehen scheinen, je rationaler, kalkulierter und technisch effizienter sie sind.

Schönheit als Zeugnis

Evolutionenpsychologische Schönheitsforschung und  
Geschlechterungleichheit

Ruck, N.

2014, X, 257 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-00974-8